

Pfarrer Karl Stockmeyer

Autor(en): Fritz La Roche
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1928

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/dd2d8ec3-cdaf-49c4-926d-6166af394984>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Pfarrer Karl Stockmeyer.

Von Fritz La Roche.

Als am 5. Januar 1927 der Münsterpfarrer Karl Stockmeyer nach kurzer Krankheit den Mund für immer schloß, da fühlten sich viele in unserer Stadt Basel ärmer geworden. Hatte doch der Verstorbene durch seine sonntägliche Predigt eine große und dankbare Zuhörerschar aus allen Ständen um sich gesammelt und jahrelang festgehalten, auch durch sein anderweitiges Wirken manchen Segen gestiftet. Deshalb dürfte ein Rückblick auf den Werdegang und das Leben dieses Mitbürgers in unserem Jahrbuch nicht unwillkommen sein.

Das Elternhaus.

Als das jüngste Kind des Pfarrers Immanuel Stockmeyer-Burchardt, des nachmaligen Antistes, wurde Karl am 2. Mai 1857 im Pfarrhause zu St. Martin geboren. Ein reiches Geisteserbe stand ihm im Elternhause zur Verfügung. Die innige Verbindung tiefer, in der Bibel wurzelnder Frömmigkeit mit der Offenheit für alles Schöne und Gute in Wissenschaft und Kunst, besonders die Schätze der Literatur und Dichtung, die Vielseitigkeit der Bildungsinteressen und den ganzen Stil geistiger Lebensführung hat der Sohn schon in früher Jugend in sich aufgenommen, als Jüngster im Geschwisterkreise die Liebe seiner Eltern in besonderem Maße genießend.

Dem trefflichen Vater hat er selbst ein pietätvolles Denkmal im Basler Jahrbuch 1895 gesetzt. Dort hebt er hervor,

welch wesentlichen Anteil die deutsche Dichtung am Leben des Vaters hatte, wie derselbe aus dem Schatze seines nicht gewöhnlichen Gedächtnisses zu zitieren liebte und das Vorlesen von Dramen in mustergültiger Weise pflegte. Auch Gedichte des Vaters werden dort mitgeteilt, wie er sie als edle Blüten wirklicher Dichtergabe den Seinen auf den Lebensweg gestreut hat. Diese lyrische Form hat der jüngere Sohn, auch im Unterschied von seinem älteren Bruder, nicht gepflegt, ihm war die scherzhafte Muse mehr zugetan. Noch in späteren Jahren konnte es ihn reizen, das Römische einer Situation als Stoff zum Lustspiel wenigstens mündlich zu skizzieren.

Von seiner Mutter Esther geb. Burckhardt hatte er mit dem lebhaftesten Temperament „die Frohnatur und Lust zu fabulieren“ geerbt, auch das Erzählertalent, wie er auch in Angesicht und Gestalt mehr ihr als dem Vater glich. So wuchs er auf als fröhlicher Knabe, dem die Gabe rascher Auffassung das Lernen zum Spiel machte. Im damaligen Pädagogium wirkten auch Professoren der Universität; besonders dankbar hat später der Schüler des Geschichtsunterrichts von Jakob Burckhardt gedacht, auch der Griechischstunden Friedr. Nießsches, der für das klassische Altertum begeisterte. Formsinn und Stil wurden so früh geübt, daneben blieb Zeit genug für die Pflege der Freundschaft und der geliebten Dichter. Im Antistitium am Münsterplatz, in das der Vater 1871 aus dem Martinspfarrhause übergesiedelt war, bezog Karl dasselbe altertümliche Zimmer, das vormals vom Antistessohn Jakob Burckhardt bewohnt gewesen war. In diesem Raum sollte er einst sein Leben beschließen. Der angehende Student bereitete sich gerne das Vergnügen, einem dankbaren Publikum von kleinen Neffen und Nichten das Puppentheater vorzuführen, höchst ernsthafteste Theaterstücke, wie Freischütz oder Lohengrin, die er selbst auf der Bühne genossen, oder auch Schauerdramen eigener Erfindung. Oder er ließ sich herab, ihnen Hauffs Märchen vorzulesen, bis das Buch ungeduldig zugeklappt wurde, wenn das kindliche Gemüt allzulange nicht

merken wollte, welchen Fehlgriff die Grünwieseler in ihrer Verehrung des jungen Engländers begangen hatten.

Die ernste Arbeit wurde nicht vernachlässigt. Das Maßhalten war schon dem Studenten, der so viele Interessen in sich vereinigte, wie selbstverständlich. Die klassische Devise, welche schwarz auf rot an seinem Papierkorb, von der Hand der Schwester gestickt, zu lesen war, ist sicher auch befolgt worden: *nulla dies sine linea*. Der vorsorgliche Vater hatte sie ausgelesen. In der Pädagogia wie nachmals im Zofingerverein fand er einen Kreis gleichgesinnter Freunde. Es knüpften sich Bande der Freundschaft, die ihm durchs ganze Leben Halt und Erquickung geboten haben. Manches witzige „Stückli“ hat er für die Vereinsanlässe verfaßt und als Darsteller von Rollen der baslerischen Schwäche scharfer Satire seinen Tribut bezahlt.

Es erscheint nur natürlich, daß der Sohn, der im Vater das vollendete Vorbild des evangelischen Theologen und Predigers vor Augen hatte, denselben Beruf wählte. Die Basler theologische Fakultät besaß treffliche Dozenten in Jul. Raftan, E. Rausch, Fr. Overbeck, Chr. Joh. Riggerbach, R. v. Drelli u. a. Den meisten Einfluß auf Karl Stockmeyer gewann der Lehrer der Kirchen- und Dogmengeschichte Rudolf Stähelin, zugleich sein Schwager, der seinerseits an dem begabten, geistesverwandten Studenten seine Freude hatte. Auch diesem hat der Verstorbene im Jahrbuch 1901 einen Nachruf gewidmet, der den tiefgehenden Einfluß dieses charaktervollen Gelehrten und Christen erkennen läßt. Auch der Vater wurde jetzt sein akademischer Lehrer; seine strenge exegetische Zucht und erprobte praktische Anleitung zur Predigtkunst sind dem Sohne wie vielen andern eine besonders wertvolle Mitgabe fürs spätere Amt geworden. Die geschätzten Vorlesungen über Homiletik und über die Gleichnisse Jesu hat der Sohn nach des Vaters Tode im Druck herausgegeben.

Bei Karl Steffensen wurde Philosophie gehört, doch bekannte ihm einmal der Student, daß ihm die philosophische

Aber fehle, sprach aber die Hoffnung aus, „das werde ihm noch kommen“. „Kommt nicht mehr“, erwiderte jener mit seinem ernstern Pathos unter traurigem Schütteln des gewaltigen Hauptes. Tatsächlich war Karl Stockmeyer bei aller Begabung wenig zum philosophischen Erfassen und Zergliedern von Problemen veranlagt, viel mehr zum praktischen Zugreifen, kein Grübler, sondern ein Tatmensch, ein glücklicher Umstand, wie uns dünkt, der auch Lebensrichtung und Berufswahl glücklich bestimmt hat.

Die Studienzeit.

Im Oktober 1879 bezog Karl Stockmeyer die Universität Göttingen. Die Reise führte nach altem Brauch den Rhein hinunter über Heidelberg, Speier, Worms, Mainz, Köln. Nach Göttingen zog damals die markante Gestalt Albrecht Ritschls auch viele Schweizer Studenten. Ritschls Theologie fand trotz ihres positiven Charakters merkwürdig starken Widerspruch, auch war er kein glänzender Dozent und sein Stil anerkanntermaßen schwer verständlich. Stockmeyer konnte denn auch vorerst dem Kolleg über den Römerbrief keinen Geschmack abgewinnen. Er schreibt darüber nach Hause:

„Ich danke Gott oft, daß Vater nicht Zeuge dieser eregetischen Willkür sein muß, ich glaube, die Haare würden ihm zu Berge stehn. Sämtliche Leser des Briefs sind Heidenchristen. . . . Großartig verfährt Ritschl bei der Sache, das muß man ihm lassen. Kleinere Wörtchen wie *de*, *gar*, *men* am Anfang der Sätze werden gewöhnlich gar nicht beachtet, oder nur wenn sie die Ritschlsche Theorie verfechten helfen müssen. Aber Freund G. belehrte mich mit weiser Miene, das sei eben dogmatische Eregeese, nicht philologische. . . . Besser gefällt mir seine Ethik, wo auch viele dogmatische Begriffe, wie Befehrung, Wiedergeburt erläutert und so die Zuhörer in die Dogmatik Ritschls eingeführt werden. Gegen die Pietisten zieht er los wo er kann, das ist aber nicht so böse gemeint und kommt daher, daß er gerade eine Geschichte des Pietismus schreibt.“ (14. November 1879.)

„Ich glaube, daß Schulz dem praktischen Theologen bei weitem mehr sein wird als Ritschl. Die Theologie des Letztern dürfte sich

wohl bei praktischer Verwertung nicht mehr von der des Rationalismus unterscheiden. Diesen Eindruck habe ich wenigstens aus seiner Ethik und aus seinem vor acht Tagen gehaltenen Vortrag über das Reich Gottes erhalten. Seine Exegese ist immer noch sehr eigentümlich. Geht es z. B. an, Röm. 8, 19 ktisis als ‚die übrige nichtchristliche Menschheit‘ zu erklären?“ (30. Januar 1880.)

Bald jedoch ändert sich das Urtheil gründlich, nachdem Stockmeyer durch Freunde besser in die Gedankengänge Ritschls eingeführt und letzterem selbst persönlich nähergetreten ist. Hier schon stehe, was der Schüler nach Ritschls Tod in dankbarer Erinnerung dem Lehrer nachruft (Kirchenblatt 1889 Nr. 14):

„Ich habe von ihm bleibenden Impuls und Gewinn empfangen für meine theologische Entwicklung sowohl als für meine Amtsführung. Ich bezeuge dies um so lieber, als ich mich heute nicht mehr zu Ritschls Schülern im strengen Sinn zählen kann. Auf den jungen Studenten, der aus den Basler kirchlichen Wirren der Siebzigerjahre nicht ohne ernstliche Zweifel an der erzpriestlichen Zukunft seiner Theologie nach Göttingen kam, mußte ein Mann wie Ritschl einen mächtigen Einfluß ausüben. Man bekam bei ihm sofort den Eindruck, daß es eine Ehre und Freude sei, ein protestantischer Theologe zu sein und der evangelischen Kirche zu dienen, und wem etwa das damals noch sehr laute Feldgeschrei von Links ‚Keine Dogmatik mehr!‘ in den Ohren klang, der konnte sich in Göttingen bald überzeugen, daß es allerdings noch eine Dogmatik gebe, und zwar eine lebenskräftige und im besten Sinn selbstbewußte. Ein unbestreitbares Verdienst Ritschls ist es, gegenüber dem scholastischen Ballast der Orthodogie einerseits und andererseits den Machtprüchen moderner Philosophie und Naturwissenschaft mit erneutem Nachdruck auf unsern starken unantastbaren Glaubensgrund hingewiesen zu haben.

Manche vermiften bei ihm eine tiefere Fassung des Begriffs der Sünde. Wir gestehen offen, daß wir ihm in der Erklärung wichtiger Bibelstellen nicht folgen können. Auch schien er die guten segensreichen Seiten und Wirkungen des Pietismus über dessen Verirrungen vergessen zu haben. Was wir aber nie und nimmer begreifen und billigen, ist die Art, wie der Kampf gegen ihn geführt wurde und wird. Unbegreiflich bleibt, wie die Rechte, statt in Ritschl den Bundesgenossen zu begrüßen, ihn ungeprüft und leidenschaftlich verdammt, bloß weil er andre Uniform und andre Waffen

trägt. Die Freunde und Schüler danken es dem Vollendeten, daß er sie hinwies aus dem Streit der Meinungen und dem Wirrwarr der Weltweisheit auf das Eine, was Not tut. Nicht unser Meister ist er geworden, aber näher hat er uns gebracht zu dem, der unser aller Meister ist, Christus.“

Ritschl zieht den Studenten zuletzt so an, daß er ein drittes Studiensemester, statt wie geplant in Berlin, noch in Göttingen zu verbringen sich von den Eltern erbittet.

„Die wissenschaftliche Nahrung ist zu verlockend. Symbolik und Neutestamentliche Theologie bei Ritschl, vor dessen gewaltiger Größe ich in dem Maße staune, als diese mir durch die Erklärung seines ‚Unterrichts‘ und der Lektüre seiner ‚Rechtfertigung und Versöhnung‘ immer mehr zum Bewußtsein kommt. Das hie und da Abstoßende des Dozenten verschwindet ganz vor dem überwältigenden Eindruck, den der Theologe macht.“

Bald auch wurde Stockmeyer im Ritschlschen Hause eingeführt, und der gute Gesellschafter, der auch „herausgeben“ konnte, muß es dem Professor gekonnt haben, denn die Einladungen mehrten sich. Nach der ersten schreibt er nach Hause:

„Ritschl interessierte sich lebhaft für pietistische und missionliche Verhältnisse in Basel und sprach wieder sein Bedauern aus, anlässlich seines Besuchs in Straßburg nicht dort gewesen zu sein und zugleich den Wunsch, noch einmal hinzukommen. An den Baslern habe ihm immer besonders das gefallen, daß sie die Ketzer erst nach dem Tode verbrennen, wie die Geschichte des David Ioris zeige. Die gleiche Freundlichkeit würden sie doch wohl auch ihm gewähren, wenn er seine letzten Tage in Basel zubrächte.“

Noch einmal besuchte Stockmeyer später, im April 1888, Ritschl in Göttingen mit seiner jungen Frau und wurde von dem Alternden sehr herzlich empfangen.

„Er sagte, daß mein Aussehen noch fast dasselbe sei wie vor acht Jahren, aber ihn werde ich verändert finden, denn seine Zähne seien ihm ausgefallen, doch die Haare darauf geblieben. . . . Aber Härting war er etwas ungehalten, weil derselbe ihm an seinem System herum bessern wollte. Was schon zu meiner Göttinger Zeit der Fall war, scheint sich nun noch gesteigert zu haben: Ritschl duldet keinerlei Insubordination; den preußischen Militarismus auf das theologische Gebiet übertragend, verlangt er entweder

strengen Gehorsam oder offenen Kampf. Das macht ihn für solche, die ihn nicht persönlich kennen, leicht ungenießbar, ist aber bei seiner energischen Art zu begreifen und wird bei persönlicher Bekanntschaft durch die joviale Offenheit und Herzlichkeit des gemütreichen Mannes wohlthätig gemildert.“

Der andere große Göttinger Theologe war der vielseitige Hermann Schulz, früher in Basel, in dessen Hause besonders die Basler willkommen waren. Schulz ergänzte als vollendeter Dozent den berühmteren Ritschl aufs willkommenste.

„Ritschl mit seiner kräftigen Einseitigkeit, seiner mitunter recht scharfen Polemik und Originalität, seiner für den Anfänger schwer faßlichen Lehrweise. Schulz dagegen andern Anschauungen ein liebevolles Verständnis entgegenbringend, das Für und Widerweise abwägend und durch seine luzide Darstellung auch den weniger Begabten und Versierten zum Verstehen emporhebend. . . . Daß Ritschl und Schulz so einträchtig nebeneinander und miteinander wirkten, war in erster Linie der selbstlosen Freundschaft zu verdanken, die Schulz seinem ihn überstrahlenden Kollegen entgegenbrachte und die er um der Sache willen von allen Trübungen unberührt erhielt. Mit neidloser Freude, wie sie nur gereifte und durchgebildete Geister kennen, pflegte Schulz seine Schüler auf die großen Verdienste und die eminente Bedeutung des berühmten und genialen Freundes hinzuweisen. Schulz war auch ein bedeutender Kanzelredner; wollte man aber den warmen Pulsschlag seines tiefen christlichen Empfindens nachfühlen, so mußte man eine seiner innigen Beichtreden hören, die er jeweilen vor Abendmahls- tagen im Chor der Universitätskirche vor kaum einem halben Duzend Studenten zu halten pflegte.“

(Nachruf im Kirchenblatt 1908 Nr. 23.)

Das gastfreie Schulzsche Haus war eine Stätte feiner Bildung und echter ungeheuchelter Frömmigkeit.

„So fröhlich der Ton war, der hier herrschte, so humorvoll Schulz seine Gäste zu unterhalten wußte, so gewinnreich der persönliche Umgang mit ihm war, man behielt ihm gegenüber doch ein Gefühl der Befangenheit. Der sittliche Adel und die geistige Überlegenheit seiner Person hatten etwas Erdrückendes. Eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit.“

(Vgl. Nachruf a. a. D.)

Ende Juli 1880 schreibt Stockmeyer:

„Wenn ich meinen Göttinger Aufenthalt überblicke, so muß ich vor allem Gott danken für alle Gnade und Treue, die er an mir getan hat und deren ich viel zu gering bin. Es wurde mir in wissenschaftlicher Hinsicht von erlauchten Männern das Beste geboten, was einem Studierenden kann geboten werden, und es ist nur zu bedauern, daß meine Fähigkeit und Vorkenntnisse des Dargereichten oft nicht würdig waren. Ich erfuhr auch in privater Weise von diesen Männern soviel Freundlichkeit, wie ich sie nie erwarten durfte. Und bei Steindorffs (Professor der Philologie und Studienfreund des älteren Bruders) konnte ich mich wie zu Hause bewegen.

Und was ich endlich bei meinem Weggang von Basel am allerwenigsten hoffen konnte, nämlich einen Freundeskreis zu finden, der mir das ersetzte, was ich zu Hause in so reichem Maße genoß, das wurde mir in Göttingen zuteil. Der theologische Verein war auf seinem Höhepunkt in wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht, als ich demselben beizutreten das Glück hatte. Besonders im letzten Winter zählte er eine stattliche Zahl von Leuten, auf die — ich bin es gewiß — noch einmal die Gelehrten Deutschlands mit Stolz blicken werden und welchen näher gestanden zu haben mir stets zur Ehre gereichen wird. Was mir Einige von ihnen als intime Freunde gewesen sind, das gehört zum Schönsten, was ich in diesem Jahre erlebte. Von Herzen habe ich Euch, liebe Eltern, zu danken, daß ihr mir dies Göttinger Studium in gütigster Weise ermöglicht habt und noch ermöglichen wollt.“

Von mehreren dieser Freunde erzählen die Briefe Näheres.

Samuel Eck,¹ Hauptperson im theologischen Verein, ganz in der Ritschlschen Theologie versiert, in die er Stockmeyer durch gemeinsame Lektüre einführt, siedelte im Juni 1880 nach Gießen über, um das Examen zu bestehen.

„Ich verliere viel an ihm. Er war mir in allen theologischen Dingen der treueste, liebevollste Ratgeber. Er ist ein eminent begabter Kopf und wird noch von sich reden machen. Unsern Verein hat er auf die Höhe gebracht, deren er sich heute rühmen darf, und es ist mir nicht wenig peinlich und beschämend, Ecks Nach-

¹ S. Eck war von 1904 an ordentl. Professor der systematischen Theologie in Gießen und ist Ende 1919 gestorben.

folger im Amte des Schriftführers geworden zu sein. Eck schenkte mir zum Abschied Wellhausens Geschichte Israels. Vor seiner Abreise ließ sich die Wendische Sozietät photographieren, ein Andenken, das mir sowohl wegen Eck als wegen des vortrefflichen Dr. lic. Wendt, der es wie Wenige versteht, seine Schüler zu begeistern, ungemein wert sein wird.“

Mit Otto Harnack² komme ich beinahe am meisten zusammen und gewinne ihn täglich lieber. Ich habe noch nie einen so tüchtigen und zugleich so bescheidenen und anspruchslosen Menschen gesehen. Obgleich speziell Historiker, interessiert er sich in hohem Grade für alles Theologische und bringt mich durch diesbezügliche Fragen oft in Verlegenheit. Am häufigsten sprechen wir über Belletristisches. In Goethes Werken besitzt Harnack eine ganz unerhörte Versiertheit. Ich habe ihn geküßt, im theologischen Verein eine Arbeit über Goethes religiöse Anschauungen zu lesen, was er denn nach langem Sträuben versprochen hat.“

Mit Freund Wyneken werden bei dessen Schwager, Superintendent Wendland in Stolzenau, die Weihnachtstage zugebracht.

„Nach dreistündiger Wagenfahrt bei kalter Nacht hielten wir beim Pfarrhause, vor dessen offener Türe der Superintendent seine lange Pfeife rauchend uns erwartete und uns herzlich willkommen hieß. . . . Der Hausherr, ein angehender Fünfziger, ist eine durchaus bedeutende Erscheinung, eine feste, gedrungene Gestalt, scharfe energische Gesichtszüge, dichtes krauses Haar, welches schon über Gebühr ins Graue spielt. Im gewöhnlichen Leben verrät bloß die weiße Halsbinde den lutherischen Pastor, da ist Wendland viel mehr der gemütliche und launige Familienvater; sobald er aber irgendwie offiziell wird, kommt die Steifheit des Amtes zum Vorschein, so beim Tischgebet und der Hausandacht, welche Funktionen er mit nicht geringer Salbung und Weihe abhält.

Seine Frau, schon die zweite, die er sich aus den Schwestern meines Freundes erwählte, hat in keiner Weise die Absicht, sich als Superintendentin aufzuspielen, sie ist vielmehr ein schlichtes Pfarrweiblein, eine schaffige Hausmutter und dabei immer freundlich und guter Laune. Die fünf Kinder, sämtlich aus erster Ehe, stufen sich genau von zwei zu zwei Jahren ab. . . .

² Otto v. Harnack wurde Professor der Literatur und Geschichte in Darmstadt und Stuttgart und starb 1914.

Meinem Freunde und mir wurde sofort am ersten Morgen der ehrenvolle Auftrag, Baum und Krippe zu rüsten. Wendland verfolgte unsre Arbeiten mit kritischem Blick und häufig, wenn wir den Herrn Superintendenten beim Studium der Festpredigt wädhnten, stand er plöblich mit seiner Pfeife hinter uns und wünschte diese Ruß lieber hier, jene Rose lieber dort angebracht zu sehen.“

Mittwoch abends war Bescherung. Dieselben Lieder, die auch im Elternhaus daheim üblich waren, heimelten den Gast gar sehr an: „Vom Himmel hoch da komm ich her“ und „Gelobet seist du Jesus Christ“. Wie daheim stand der Baum inmitten der Stube, ringsum auf Tischen die Geschenke. Auch hier hielt sich die Hausfrau auf über das unnötige und zu kostbare Geschenk ihres Mannes, ein Duzend feiner Servietten, und der Geber hörte die Vorwürfe an mit einem Lächeln, welches das Bewußtsein ausdrückte, die Freude über das Geschenk komme schon noch hinterdrein.

„Ich hatte auch einen Tisch, auf welchen Wyneken ‚Reuß‘ Reden an Theologiestudenten‘ und meine Gastgeber eine Kravatte, ein Stück Seife und ein Fläschchen Eau de Cologne gelegt hatten. Ich war froh, für meinen Freund die ganz neu herausgekommenen Rosenvorlesungen von Haase mitgebracht zu haben.

Am andern Morgen um 6 Uhr früh fand der erste Gottesdienst statt. Schon seit 4 Uhr läuteten die Glocken des nahen Kirchturms, aber ich folgte ihrem Ruf erst nach 5 Uhr. Mannhaft stunden wir alle auf und zogen nach der Kirche, die leider sehr geschmacklos in der Weise eines Theaters gebaut und für das kleine Stolzenau viel zu groß ist. Die etwas spärliche Zuhörerschaft sowie die schneidende Kälte beeinträchtigten die Erbauung einigermaßen, welche Herr Cand. Eike, der Hilfsprediger des Ortes, an der Hand von Jes. 9, 6 zu erwecken bestrebt war. Als wir aus der Kirche kamen, strahlten uns aus allen Fenstern die Weihnachtsbäume entgegen. Auch derjenige des Pfarrhauses wurde noch einmal erleuchtet, und zwar zu Ehren einer stattlichen Bäuerin, welche aus dem Nachbardorfe mehrere Stunden weit zur Frühkirche mit ihren Töchtern hergekommen war.

Nach dem erwärmenden Frühstück hörten wir um 9 Uhr die lebendige und innige, aber zu sehr in salbungsvollem Kanzelton gehaltene Festpredigt Wendlands über Luk. 2. (Weniger geraten war die Predigt am 2. Weihnachtstag über Joh. 1.) — Beim

Mittagstisch wurde unter großem Hallo eine gewaltige, mit Äpfeln gefüllte Gans verzehrt, auch gab es ausnahmsweise Wein, der sonst, wie überhaupt Spirituosen, nie auf den Tisch kam. Ueberhaupt müßt Ihr Euch die Stolzenauer Kost nicht allzu luxuriös vorstellen. Das Mittagessen bestand einmal lediglich in einem ungeheuren Reiskreis und etwas Wurst. Wir sprachen beiden tüchtig zu, konnten aber, was den Brei betrifft, die Masse nicht bewältigen, so daß Frau W. die Schüssel mit der zuversichtlichen Bemerkung wegtrug: satt müßten wir jedenfalls sein, sonst hätten wir besser aufgeräumt.“

Auf der Rückfahrt nach Hannover wurden die beiden Freunde vor einem Eisenbahnunglück bewahrt. Durch das Lösen einer Schraube an einem Vorderrad der Lokomotive kam die Maschine dem Entgleisen nahe. Der Schaden wurde zeitig entdeckt und der Zug hielt bei der kleinen Station Hagen $\frac{3}{4}$ Stunden stille, bis eine neue Lokomotive aus Nienburg kam. Während dieser Zeit begab sich die ganze Reisegesellschaft, ca. 100 Personen, in die einzige Kneipe Hagens und trank den Wirt buchstäblich aus.

Die letzten Ferientage verwendete Stockmeyer mit etlichen Schweizer Freunden zum Besuche von Berlin. Da galt es Augen und Ohren weit aufzutun.

„Den Kaiser sah ich am Eckfenster seines schmucklosen Palais sitzen. Später fuhr der Kronprinz im offenen Zweispänner vorbei. . . Viel lieber hätte ich Bismarck gesehen, er war aber nicht in Berlin.“

Am Dienstag Abend wartete meiner ein großer Ohrenschmerz, nämlich das Joachimsche Konzert zugunsten der hungernden Oberschlesier. Tags zuvor hatte ich mir für die hohe Summe von 5 M. eines der letzten Billete erstanden. Das Konzert fand in den splendid gebauten weiten Räumen der neuen Synagoge statt, in welcher zahllose zwischen den Fenstern angebrachte Lampen ein geheimnisvolles Licht verbreiteten. Die Juden beabsichtigten anfangs, das Publikum, ihrem Ritus zufolge, zu nötigen, die Hüte auf dem Kopf zu behalten. Dies gelang solange, bis der Kaiser, gefolgt von seinem Hofstaat, barhaupt das Gotteshaus betrat. Da nahmen mit einem Male sämtliche Christen, deren zu meiner Beruhigung doch recht viele da waren, ihre Kopfbedeckungen ab. Die Glanznummer des Abends waren ein Kon-

zert von Bach, von Joachim vorgefragt, und zum Schluffe die 5. C-moll-Symphonie von Beethoven, gespielt von einem wenigstens 300 Mann starken Orchester. Es war eine wahrhaft großartige Leistung von ganz gewaltiger Wirkung. Mächtig rauschte die feierliche Melodie des 2. Satzes einher und mit völlig durchsichtiger Klarheit und Reinheit spielten sie das Presto des Schlusssatzes. Kurz, ich kann mich mit gutem Gewissen dem Urtheil des alten Wilhelm anschließen, der sich — wie bereits des andern Morgens in allen Zeitungen zu lesen war — folgendermaßen über das Gehörte aussprach: „Es war alles superb. Danken Sie Joachim für sein schönes Spiel und sagen Sie ihm, daß ich nicht versäumen werde, ihm persönlich meinen Dank auszusprechen.“ — Die Mühe des Künstlers war auch nicht umsonst, das Konzert hatte 16000 Mark abgeworfen.“

Zwei weitere Reisen im Frühling 1880 wurden ihm ermöglicht durch ein Geldgeschenk seines Vaters in Basel. Im Mai über Hamburg und Lübeck nach Dänemark bis Helsingör, auf dessen Terrasse „Hamlets Geist mich nicht erschreckt hätte“. Kopenhagens Kirchen und Museen gaben viel Schönes zu sehen. In Kiel wurde das deutsche Kriegsschiff „Preußen“ besichtigt. Zurück ging's über Hamburg, wo „Don Juan“ als die erste Mozartoper gehört wurde, und Hannover, wo eben „Hamlet“ gegeben wurde, „ein unerwarteter Genuß für mich, der ich frisch von Helsingör kam“.

Am 18. April beschreibt er seine Reise nach Erfurt, Weimar, Gotha, Jena, Leipzig, Dresden bis Prag. Den vor der Sirtinischen Madonna in Dresden empfangenen Eindruck gibt er in folgenden Worten wieder:

„Wir treten in ein einsames, fast düsteres Gemach, drei Wände stehen leer ohne jeglichen Schmuck, an der vierten steht ein Altar und auf demselben, beinahe die ganze Wand ausfüllend, das Bild der Sirtina. Aus den offenen Himmelsräumen, in denen zahllose Engel und Selige schweben, steigt die Himmelskönigin durch den getheilten Vorhang wie aus dem Allerheiligsten hernieder. Auf ihren Armen trägt sie das fleischgewordene Wort, ihre Augen sind voll tiefsten Ernstes, bringt sie der Welt doch das Größte und Höchste, das ihr gebracht werden kann, aber zugleich das Licht, gegen welches die Finsternis wie nie zuvor sich auflehnen

wird. Auf dem Weg zur Erde noch in den Wolkenregionen begegnen ihr zwei fromme Menschen, die hl. Barbara und der hl. Sirtus. Jene, vom Glanz geblendet, schlägt die Augen nieder. Dieser wagt sie emporzurichten und die glaubensfrohe Frage zu tun, ob es nun wirklich die Erlösung der Menschheit gelte, aber schon der Antwort gewiß, weist er mit der Hand in die Ferne, die Gemeinde der himmlischen Gnade empfehlend. Voll Unschuld und kindlichen Vertrauens blicken endlich die beiden Engelknaben zur Lichterscheinung hinauf, sie sollen wohl lehren, in welcher Gesinnung die Menschen das Evangelium anzunehmen haben.“

Als in Leipzig das Reisegeld zur Neige ging, da erschien als rettender Engel Schwager Heinrich Pfisterer aus Basel, der jährlich die Leipziger Messe zu besuchen pflegte, um seine Einkäufe in Pelzwaren zu machen. Er griff dem Erschöpften kräftig unter die Arme, so daß das ersehnte Reiseziel, Prag, noch erreicht wurde. Über Stockmeyers Haushalten in Göttingen möge noch eine Brieffstelle Aufschluß geben (Febr. 1880):

„Vaters Lehre von Ritardando im Tempo des Pumpwerks werde ich mir gewiß zu Herzen nehmen. Aber wenn ich mich auf Mutters Geheiß kräftig nähren soll, werde ich wohl hie und da in ein fatales Dilemma geraten.“

Er bezog im zweiten Semester eine billigere Wohnung vor dem Tor. Auf Harnacks Rat wird ein Reitkurs genommen als Gegengewicht gegen den Stubenarrest. Empfindlich mußte er sich eine Zeitlang einschränken infolge der Antreue eines Geldbriefträgers. Als derselbe ihm die elterliche Geldsendung einhändigte, gab ihm der Empfänger versehentlich eine größere Banknote heraus, wie er zu spät inne wurde. Beweisen ließ sich die Sache nicht. Er mußte dann den Postboten in einem flotten Havelock herumstolzieren sehen, den dieser sich aus dem Raub angeschafft hatte.

Das dritte und letzte Göttinger Semester 1880/81 war ganz der angestrengten Arbeit gewidmet. Sie galt auch einer Preisaufgabe der Fakultät, deren Thema „Die Quellen des Lukasevangeliums“ erwünschten Anlaß bot, die verwickelte sog. synoptische Frage, das gegenseitige literarische Abhängig-

keitsverhältnis der drei ersten Evangelien, gründlich zu studieren. Stockmeyers Arbeit wurde mit dem Preise ausgezeichnet. Schulz nannte sie eine glänzende Leistung, und beide Lehrer, Schulz wie Ritschl, rieten ihm ernstlich zur akademischen Laufbahn. Doch hat Stockmeyer kaum geschwankt. Seine Begabung, vor allem seine Bescheidenheit und ein sicherer Instinkt führten ihn in den längst erwählten Beruf, in das praktische Pfarramt. Für dieses war er noch entschiedener veranlagt, in diesem sollte er die reichen Gaben seines Geistes und Gemüths so recht entfalten zum Segen für viele.

Im Pfarramt.

Im Sommer 1881 finden wir den nun Vierundzwanzigjährigen wieder in Basel, wo er sich aufs Schlußexamen rüstet, das er im Herbst in Zürich gut besteht. Es folgt bald die Verlobung mit der Kaufmannstochter Anna Preiswerk, ein lehrreiches Vikariat in der Stadt Bern beim Dekan Güder an der Nydeckkirche, die Wahl zum Pfarrer der Kirchgemeinde Kulm im Aargau, ohne vorherige Anfrage, nur auf Grund des günstigen Eindrucks, den die Probepredigt des Kandidaten in Zürich auf die Abgeordneten der Gemeinde gemacht hatte, die Hochzeit in Basel am 13. April 1882. Die Trauung hielt der Vater im Münster, als Hochzeitstert hatten sich die Verlobten das Wort gewählt: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Das fröhliche Familienfest fand im heute verschwundenen Kapitalsaal hinter dem Antifitium statt, der sonst nur Altentstaud und seltene Sitzungen sah. Die ernstesten Amtsvorgänger, die im Kröss und Habit von der Wand herabschauten, mögen sich nicht wenig gewundert haben über ihre Epigonen. Wohl die schönste Festgabe brachte der ältere Bruder Immanuel Stockmeyer, Pfarrer in Ormalingen, dar, mit einem allerliebsten Festgedicht, das zugleich eine praktische Pastoraltheologie in nuce darstellte. Da überreichten die Neffen und Nichten, als Gnomen und Feen verkleidet, dem geliebten Onkel und der

neuen Tante allerlei Amtsinsignien für ihr bevorstehendes pfarrliches Wirken in Kulm. Zu einem neuen Wecker aus Messing hieß es da:

„I bin e kleine, muntre Schmecker, drum bring i Dir e neue Wecker. Dä bisch Du selber, lieben Unkle, und tuesch als neie Pfarer funkle. Nur daß Di Stimm viel schöner tönt, als was do inne furt und stöhnt.

De wirsch Di ordlig miese quele, um z'wecke soviel tausig Seele, Die lieber witer schlofe mechte im sieße Schlummer der Gerechte. Und isch men afangs ifrig scho, me wird so licht lahm notinoh! Bletscht mecht med'Flügel hänge lo und d'Lit ihr Gang lo witer go. O megsch Du nie, statt Andri z'wecke, Di selber hi zum Schlofe strecke!“

Zu einem Schlüsselbund:

„Es isch e Sprichwort allerwärts, e Schlüssel gäbs fir jedes Herz. I bring Dir dorum, voll und rund und wohlverseh, e Schlüsselbund. Es sind der Schlüssel vielerlei, 's sind grad und krummi, groß und klai. Dä do isch eifach, dä isch besser au fir recht komplizierti Schlesser. Und fir die Schlüssel klai und groß giltz z'finde jez das rechte Schloß. Du wirsch es traum i nie probiere und eppen au e Schloß forciere Mit Gewaltsamkeit und sine Liste, — den iberlosch das andre Christe. Doch wirsch Den au nit stoh verdrosse, wenn lang e Herz no blibt verschlosse;
O haltz nur fest trotz mänglichem Schmerz: e Schlüssel gits fir jedes Herz!“

Besonders poetisch war ein Spruch, von des Dichters eigener Tochter vorgetragen:

„I kumm do fast mit leere Hände und mecht doch au no eppis spende,
Was wit entfernt vo aller Pracht e Pfarhus wohnlig, heimelig macht.
Doch was isch das, wer wills entdecke? 'S schwebt an de Wände, in den Ecke,
En Eppis ischs, wer wills ergriffe? Ischs der Schloßrock, die langi Pfiffe?
Ischs der warm Frind, der Rachelose? Ischs d'Raz, won uff der Kunst tuet schlofe?
Ischs d'Wälderuhr mit stillem Ticke, finds d'Biecher, wo vom Schast her nickt?“

Ischs sanfte Schnee uff Berg und Thal? Ischs dert dä frindlig
Sunnestrahlg,

Wo sich dur's Reblaub stiehlt verlore und spielt ums Bild vo
Professore,

Ums Bild vo liebe Jugendfrinde? — I ka das hite nit ergründe,
Doch weih i jez das Pfarhus i fir ländlig stilli Poesie.“

Die Wünsche des treuen Bruders haben sich wohl meist erfüllt. Auch die ländlich stille Poesie hat weder in Kulm noch in Siffach gefehlt. Aber der angehende Pfarrer war sich klar bewußt und hat es später öfters ausgesprochen, daß das sog. idyllische Landpfarrerleben, wie es etwa noch lieben Bekannten aus der Stadt als Ziel und Inhalt des Berufs vorschweben mag, als Programm durchaus verwerflich ist. Er wußte, daß es heutzutage auch als Landpfarrer Kampf und heiße Arbeit gilt, um den Schäden der Zeit und den Feinden des wahren Volkswohls zu wehren, und daß auch für den Landpfarrer geschrieben steht: „Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen.“

Schon die große Ausdehnung der Kirchengemeinde Kulm, welche ihren neuen Seelsorger mit seiner Gattin festlich bewillkommte, erforderte eine ganze Kraft. Noch mehr nahmen ihn ihre inneren Zustände, besonders die ihm entgegentretende große Armut in Anspruch. Das Wynental war damals noch nicht durch die Bahn dem Verkehr angeschlossen, und die Verdienstmöglichkeiten waren demnach noch sehr gering. Aber mit großer Freudigkeit und Treue griff Stockmeyer seine Aufgabe an. Seine Predigt, leicht faßlich für jedermann, schlug ein und füllte bald die Kirche. Mit den Lehrern der verschiedenen Schulen, besonders dem Rektor Stoll von der Bezirksschule, suchte er freundschaftlichen Verkehr und hielt mit ihnen ein gern besuchtes Lesekränzchen, wo Schillersche Dramen mit verteilten Rollen gelesen wurden. Das Verhältnis zum Vorgänger, Pfarrer Albrecht, der nach seinem Rücktritt in Kulm Wohnung genommen, war ein ideales. Neidlos freute sich dieser des wachsenden Erfolges seines jungen Nachfolgers,

gerne vertrat er ihn in den Ferien auf der Kanzel. Weniger leicht war es, mit allerlei kirchenfeindlichen Gemeinschafts- und Sektenleuten sich abzufinden. Albrecht hatte sich über das zahlreiche Vorkommen derselben im Aargau eine eigene Theorie gebildet, er brachte dasselbe in Zusammenhang mit der geologischen Formation und behauptete, die Süßwassermolasse des Mittellandes begünstige im Gegensatz zum harten Kalkgebirge des Jura die größere religiöse Empfänglichkeit. Die Prüfung der Theorie steht noch dahin.

In einem beachteten Aufsatz des „Volksblattes für die reformierte Schweiz“ (des nachmaligen Kirchenblattes) hat Stockmeyer seine ersten Amtserfahrungen mitgeteilt unter dem Titel „Die Gehilfen des Pfarramts“. Zu den freiwilligen Gehilfen des Pfarrers zählt er in erster Linie die Pfarrfrau. Sie sei oft der einzige offene Kritiker seiner Predigt und Amtsführung, die ihm ungeschminkt die Wahrheit sagt, auch etwaige unangenehme Manieren des Vortrags abgewöhnt. Man mag daraus entnehmen, was Stockmeyer an seiner Gattin in Kulm und später als Gehilfin gehabt hat.

Man hätte wohl den Kulmern die erfrischende Tätigkeit ihres Pfarrers länger gewünscht. Aber schon 1885 erging an Stockmeyer der ehrenvolle Ruf der Gemeinde Sissach, dem er nach ernstlicher Überlegung zu folgen sich entschloß. Auch Rudolf Stähelin hatte ihm dringend zur Annahme geraten, zudem brachte ihn die neue Gemeinde Basel und den alternden Eltern näher. In seiner Abschiedspredigt am 30. August (der Mutter schöne Hand hat die Reinschrift für den Druck gefertigt) gab er offen Rechenschaft über die Gründe seines Wechsels. Der Umzug mit den zwei in Kulm geborenen Töchtern erfolgte im September des Jahres. In Diepflingen, dem Filial von Sissach an der Hauensteinstraße, blieb der hochgeladene Möbelwagen in der engen Durchfahrt des über die Straße gebauten Schulhauses stecken. Das merkwürdige Gebäude ist heute nur noch im Bild vorhanden.

Siffach (1885—1897).

Heimatluft weht dem über den Jura ins liebliche Baselbiet zurückkehrenden Basler entgegen. Die Pfarrer der landschaftlichen Gemeinden hat in ihrer Mehrzahl, auch nach der Trennung, immer die Stadt gestellt. Der Empfang in Siffach war herzlich; installiert wurde der neue Pfarrer von seinem Bruder mit einer tiefgehenden Ansprache über Joh. 21, 16: „Hast du mich lieb?“ Die staatliche Einsetzung vollzog der würdige Kirchendirektor Dr. jur. J. Bussinger. Den oben erwähnten Aufsatz über die Gehilfen des Pfarramts in der Hand, aus welchem er dann und wann einen Passus vorlas, stellte er der Gemeinde ihren Seelsorger vor als einen im Amt bereits erfahrenen Mann. Es war eine der letzten Amtshandlungen des lebenswürdigen Mannes, dem Martin Birmanns Freundeshand ein Denkmal gesetzt hat.

Größer noch als in Kulm war hier die Aufgabe und vielgestaltiger in der großen Gemeinde, dem Sitz der Seidenindustrie und vieler Eisenbahner, doch bildeten bodenständige solide Bauern den Grundstock. Mit den vier Filialdörfern galt es auch zahlreiche Nebenhöfe zu besuchen. Der Vorgänger Jakob Probst, ein im besten Sinne populärer Pfarrer, hatte mit seinem kräftigen Wort eine Schar sonntäglicher Zuhörer gesammelt. Stockmeyer pflegte sie sorgfältig weiter und vertiefte sie. Hören wir, was einer von ihnen nach dem Heimgang des früheren Seelsorgers 1927 aus der Erinnerung mitteilt: „Pfarrer Probst hatte den harten Boden gepflügt und geackert, und sein Nachfolger hat guten Samen ausgestreut, den Samen des Wortes Gottes. ‚Ich will des Herrn Namen verkündigen vor allem seinem Volk‘, das war sein Einführungstext. Und er hat dem Herrn sein Gelübde bezahlt, wie er es gelobt hatte. Der Kirchenbesuch wurde immer größer. An gewöhnlichen Sonntagen kam es vor, daß alles besetzt war, und an Feiertagen standen die Kirchgänger oft massenhaft vor den Kirchentüren. Wie ergreifend war es für die Zuhörer,

wenn er jeweilen die Predigt mit einem innigen freien Gebet begann. Man war hingenommen vom tiefen Ernst der Wortverkündigung. Ganz in den Fußstapfen seines Vaters blieb er ganz beim Worte. Blumenreiche Wendungen und philosophische Darlegungen waren nicht seine Sache. Seine Stärke als Prediger lag im Einfachen, Schlichten, in der für alle verständlichen Auslegung des Wortes Gottes. Nicht wenige Kirchgenossen verdanken ihm ihre innere Entscheidung für Gott. Bei aller Schlichtheit der Predigt war es aber doch auch ein feiner Genuß, der schönen Rede zu folgen. Wie oft sagten nach der Predigt Kirchgänger: ‚Er macht’s nur auch gar so kurz.‘ Besonders ältere Frauen und Männer waren dankbar dafür, daß sie alles so gut verstanden. Die klare, an Tenor anklingende Stimme drang bis zum äußersten und hintersten Plaze. Aber nicht nur die Predigt war seine starke Seite. Der Herr Pfarrer, den manche sonst gerne einen Basler Aristokraten zu nennen liebten, war an Kranken- und Sterbebetten ein wahrhaft begnadeter Seelsorger, der die Traurigen, die Heilsverlangenden mit dem Worte Gottes zu trösten wußte. Er wußte wohl, daß es ihm oft nicht leicht war, mit dem Volke den Kontakt zu finden, da war ihm Probst weit über; dagegen wuchs er innerlich umso mehr zusammen mit denen, die ihn als Seelsorger wünschten.“ („Volksstimme“ von Baselland.)

In den Außengemeinden führte Stockmeyer zur Winterzeit Bibelstunden ein, die viel Anklang fanden. Im Dialekt gehalten, wurden sie ihm selbst eine erwünschte Vorübung zur Predigt, deren Stil er immer einfacher zu gestalten suchte. Besondere Freude machte ihm der Jugendunterricht. Den Gedankengang seines Konfirmandenunterrichts hat er im Kirchenblatt mitgeteilt (1895). Von den zahlreichen, oft allzu subjektiven und individuellen Leitfäden jener Jahre unterscheidet sich der seine durch seine Einfachheit und Objektivität, er besteht in der Hauptsache aus Bibelstellen. Wie lebendig er zu erzählen wußte, zeigt etwa seine Ansprache bei der

Glockenweihe in Siffach 1888. Die Sage von der Entstehung der Glocken kann anschaulicher kaum wiedergegeben werden.

Die neue Arbeitskraft wurde bald von verschiedenen Seiten beansprucht, im kantonalen Vorstand des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins, für die Sonntagsache, als Prüfungsexperte der Primarschulen des Bezirks. Dieser Auftrag nahm manchen Tag weg, brachte ihn jedoch in erwünschte Berührung mit vielen Lehrern, in denen er so gerne auch Gehilfen des Pfarramtes sah. „Die Zeit ist elastisch“, pflegte Stockmeyer zu sagen. Er selbst war es in hohem Grade, ein unermüdlicher Arbeiter, in der Stille geräuschlos sich vorbereitend, oft mit der Uhr in der Hand die Zeit auskaufend, immer gerüstet.

Neben alledem fand er noch Zeit und Lust, zehn Jahre lang als Hauptredaktor das „Kirchenblatt für die reformierte Schweiz“ herauszugeben. Da diese Tätigkeit ihn in weiteren kirchlichen Kreisen bekannt gemacht, auch etwelchen Einfluß auf das kirchliche Leben der Heimat gehabt und vor allem ihm selbst zur Förderung gereicht hat, darf auch hier von ihr die Rede sein. Das genannte Blatt als Organ der sog. Mitte, die über die Parteigegensätze hinaus nach Verständigung und Arbeitsgemeinschaft der Richtungen strebte und die eben durch die zahlreichen von Göttingen angeregten Pfarrer neue Impulse erhielt, erfreute sich immer noch der beständigen Angriffe und Verdächtigungen von rechts und links. Beide schalteten die „Vermittler“ als halbe und grundsatzlose, ja unehrliche Leute. So war die Versuchung zur Presspolemik und zum Parteistreit für den Redaktor nicht klein. Stockmeyer ist ihr entgangen und kein Parteimann geworden. Davor bewahrte ihn schon seine noble Gesinnung. Vor allem aber war ihm alles am friedlichen Aufbau der Kirche und des Reiches Gottes gelegen, an der gemeinsamen Arbeit aller, die guten Willens sind, und am geschlossenen Kampf gegen die gemeinsamen Feinde.

So schreibt er gleich beim Antritt seiner Redaktionstätigkeit 1886 S. 170:

„Es ist doch noch eine Mitte zu finden. Nicht eine Mitte zwischen Wahrheit und Lüge, wovon uns Gott behüte, sondern eine Mitte, welche sich keiner jener extremen theologischen Richtungen gefangen gibt, die sich vielmehr bewußt bleibt, daß jede „Richtung“, überhaupt alles menschlich Gewordene dem Irrtum unterworfen ist. . . . Die von Göttingen ausgehende Richtung nimmt unabhängig von irgend einem philosophischen und naturwissenschaftlichen Systeme einfach ihren Standort im Glauben der christlichen Gemeinde und macht von hier aus vollen Ernst mit dem Wort des Herrn Matth. 11, 25 ff. Schreiber dieses darf es aus eigener Erfahrung bezeugen: hauptsächlich durch seine hochverehrten Lehrer Ritschl, Schulz und Raftan ist ihm die volle Freudigkeit zur Theologie und zum Pfarramt wieder gegeben worden, aber freilich weder so, daß ihm das moderne Zeitbewußtsein mit seiner naturwissenschaftlichen Annahme maßgebend wäre, noch so, daß er eine bestimmt formulierte Kirchenlehre als den für alle Zeiten giltigen Ausdruck der christlichen Wahrheit halten könnte.

Die Kirche hat wirklich andere Aufgaben als inneren Zwist und Polemik ohne Aufhören im eigenen Schoß. Steht nicht die fürchtbare Macht des Materialismus und Atheismus vor ihren Toren? Strecken nicht tausende in unserm Volk an religiösen, sittlichen und sozialen Schäden tiefkrankte Mitbrüder die Hände aus nach der Kirche? . . . Fangen wir einmal an, miteinander zu arbeiten. Wenn etwas uns zu einigen vermag, ist's die gemeinsame Arbeit.“

Anfangs 1890 stellt er erfreut eine gewisse innere Umgestaltung und Annäherung der Parteien fest, bei der Linken mehr Anerkennung des bleibenden Wertes der Bibel, des Glaubens an die Unsterblichkeit, mehr Betonung des Gemeinsamen und Einigenden; bei der Rechten erfreuliche Zeichen einer Wandlung zu freieren weiteren Anschauungen, besonders in der Stellung zum Schriftwort. Von Ab. Schlatters Einleitung in die Heilige Schrift heißt es:

„Vor 20 Jahren hätte man gesagt: ‚Der redet ja fast wie ein Reformier!‘ Jetzt druckt man's in Calw und rechtfertigt es im Kirchenfreund: erfreuliche Zeichen der Zeit! . . . Wir denken uns eine Zukunft, da die streitenden Parteien ihre Schwerter in die Scheide stecken und sich scharen um ihren einigen Herrn und Meister Jesus Christus.“

Wie treu Stockmeyer dieser Hoffnung und sich selbst geblieben ist, mag die Stelle in einer seiner letzten Predigten 1926 über das Unser Vater belegen (S. 15):

„O welch herrliches Zukunftsbild tut sich da vor uns auf. Keine Christen mehr, die miteinander zanken über den rechten Weg zur Seligkeit, einander verkehren und verdammen, sondern eine Herde und ein Hirte, alle Brüder und Schwestern, eins in der Liebe zum Vater und in der Liebe zueinander, kein Streit, kein Parteistreit mehr als der edle Wettstreit in Werken des Glaubens und der Liebe!“

Im Neujahrsartikel 1893 führt er die Worte von Matth. Claudius an, die ihm aus dem Herzen gesprochen waren:

„Wir wollen an Ihn glauben, Andres, und wenn auch Niemand an Ihn glaubte. Wer nicht um der anderen willen an Ihn glaubt, wie kann der um der andern willen auch aufhören an Ihn zu glauben? Nur, eine so zarte und überirdische Gestalt ist gar zu leicht verändert und verstellt und sie kann von Menschenhänden nicht berührt werden ohne zu verlieren. Deswegen ist auch immer des Zankens und Zweifelns über Ihn unter den Menschen kein Ende gewesen.“

1893, nachdem er den neuen Jahrgang wieder mit dem Hinweis auf einen höheren Standpunkt über den Parteien eingeleitet hat, läßt er noch einmal den frommen Wandsbecker Boten reden:

„Die Wahrheit ist die Tochter des friedlichen Himmels, sie flieht vorm Geräusche der Leidenschaften und vor Zank.“ — „Ich denke daran, wenn wir nun in jener Welt sind, neben den schönen Jünglingen des Himmels, und da nun alle eines Sinnes und Freunde sind, wie das so gut sein wird, und wie es uns dann leid sein werde, daß wir hier so viel gezankt und vielleicht Jemand unrecht getan haben.“

Ende 1893 darf er im Rückblick auf acht Jahre seiner Mitarbeit am Kirchenblatt sagen:

„Polemik gegen andere Richtungen innerhalb unsrer Kirche haben wir wenig getrieben. Nicht sie ist es, die ihr not tut. . . . Für den Herausgeber einer Kirchenzeitung gilt in verstärktem Maße, was der treuherzige Hans Sachs dem Dichter zuruft: ‚Gift soll er nit zutragen.‘“

Ende 1895 schreibt der nun abtretende Redaktor sein Schlußwort, in welchem er einige Erfahrungen niederlegt, samt etlichen Wünschen,

„deren Erfüllung für unsre Kirche nicht ohne Segen sein dürfte. Verschiedene Geistes- und Glaubensrichtungen wird es zu allen Zeiten in der Kirche geben. . . . Daß sie neben einander Raum finden, ja einander ergänzen und fördern können, das ist ein Segen des Protestantismus. Auch das Vorhandensein von Parteien halten wir für etwas Besseres als nur ein notwendiges Übel. Allein die Parteiparole und -disziplin sollte nie so mächtig werden, daß eine gerechte Beurteilung des Gegners erschwert oder unmöglich wird. . . .

Auf religiösem Gebiet nehmen wir zwei divergierende Strömungen wahr. Da gilt die Rede von einem nur qualitativen Unterschied, einem bloßen Mehr oder Weniger und von einer viel-sprossigen Stufenleiter nicht. Da heißt die Frage: beugst du dich unter Christi Autorität oder nicht, glaubst du oder glaubst du nicht, willst du Gottes Willen tun oder nicht? Also ein Entweder-Oder!

Sollte sich von der gläubigen Hingabe an Christus als dem religiösen Zentrum nicht der Weg finden lassen zur Beilegung des theologischen Haders und Streites, der gegenwärtig unsre Kirche zerfleischt? Die verschiedenen Geistesrichtungen werden nicht verschwinden, weil sie mit der menschlichen Natur unzertrennlich verbunden sind, aber ein gemeinsames Fundament wäre vorhanden, auf dem man sich finden und verstehen könnte.“

Bei der vielseitigen Inanspruchnahme des Mannes kam doch das eigene Familienleben nicht zu kurz. Im Kreise der Kinder, die sich in Sissach noch um drei Söhne und eine dritte Tochter vermehrten, fand der Vater seine Erholung. Er schreibt am 9. Dezember 1887 an seinen Vater in Basel:

„Gestern kam der von unsern beiden Mädchen längst ersehnte Santiklaus. Wir luden ihnen drei Freundinnen aus dem Dorfe ein. Der Glaube an die göttlichen Attribute: Allmacht und Allwissenheit des Santiklaus und die Ehrfurcht vor diesem Heiligen waren groß und die Furcht vor demselben nicht kleiner, wick aber nach und nach dem Zutrauen zu dem freigebigen alten Herrn. Ernst hielt sich anfangs in respektvoller Ferne, die Hände an den Ohren, wie er immer tut, wenn er fremdet, in Analogie mit dem Vogel Strauß, der ja auch glaubt, er werde nicht gesehen, wenn er den

Kopf in den Sand stecke. Mittlerweile wurde aber auch er so vertraulich, daß er es sogar wagte, den Santiklaus von hinten am Mantel zu zupfen, seine Gaben sehr gerne in Empfang nahm und beim Schlußgesang, den die Mädchen zum Besten gaben, sich auch in Reih und Glied stellte, mitsang und mit den Händen den Takt schlug.“

Das Jahr 1887 brachte durch den Tod der Mutter Stockmeyer-Burckhardt tiefes Leid. Karl schreibt am 31. Januar 1888:

„Lieber Vater! Ich kann den morgenden Tag [Hochzeitstag der Eltern] nicht vorbeigehn lassen, ohne wenigstens ein paar Worte an Dich zu richten. Wir können uns ja alle der Wehmut nicht erwehren, wie schön es gewesen wäre, Dich und die liebe unvergeßliche Mutter morgen beim goldnen Hochzeitsfeste zu begrüßen. Ich hatte mir schon seit Jahren diesen Freuden- und Ehrentag als einen besonders festlichen in Gedanken ausgemalt. Nun ist es nach Gottes Ratschluß anders gekommen. Die I. Mutter selig hatte es immer vorausgesagt, sie werde diesen Tag schwerlich erleben. Und wieviel Leid und Krankheit ist seit dem letzten 1. Februar bei uns eingekehrt. Und doch, wieviel Segen und Durchhilfe Gottes haben wir in diesen Jahren erfahren dürfen, er hat nicht nur genommen, sondern auch gegeben, ja im Nehmen hat er gegeben. Er hat ja vor allem Dich uns erhalten wider Hoffen und Erwarten, und er wolle Dich uns noch recht lange erhalten, das ist heute der Wunsch aller Deiner Kinder und Kindeskinde.“

Gegen das Ende seiner Wirksamkeit in Sissach überfiel ihn selbst eine schwere Lungenentzündung, die ihn fast an den Rand des Grabes brachte. Doch erholte sich seine elastische Natur merkwürdig rasch. Innerlich hatte ihn die Todesgefahr zu einer gründlichen Revision veranlaßt. Noch schwach, bekannte der Genesende dem besuchenden Freunde, wie deutlich ihm geworden, daß angesichts der Ewigkeit alles, auch das beste eigene Tun so ganz ins Nichts versinke und nur Gottes Gnade allein standhalte.

In der Vaterstadt (1897—1927).

„Ich kann hier auf diesem anstrengenden Posten nicht alt werden“, erklärte er 1897, als er sich entschlossen hatte, nach

Basel überzufiedeln. Auch die Sorge um die Schulung der heranwachsenden Kinder hatte dazu geraten. Die Stelle eines Hausvaters am Alumnium für Theologiestudierende war frei geworden und auch in ihr ließ sich ja der Kirche ein wesentlicher Dienst leisten durch die Erziehung und Förderung ihrer künftigen Diener. Das Aufgeben des lieben Pfarramtes ist freilich ein Opfer gewesen und die nun folgenden vierzehn Jahre im Alumnium sind für Stockmeyer und seine Gattin wohl nicht die leichtesten geworden, aber sie sind besonders fruchtbare Jahre seiner Arbeit geworden, denn er war nicht der Mann, um sich Gras unter den Füßen wachsen zu lassen oder gar zu klagen. Nicht nur setzte er seine Predigtstätigkeit aus-hilfsweise auf den verschiedenen Kanzeln der Stadt fort, überall gerne gehört, sondern jetzt konnte sich seine Vielseitigkeit und seine Gabe des populären Vortrags recht entfalten. Eine Reihe kostbarer Gaben dieser Art fällt in jene Jahre (vgl. das Verzeichnis im Anhang). Wo er gerufen wurde, da diente er und gab sein Bestes. An der Freien Schule erteilte er etliche Zeit den Unterricht in deutscher Literaturgeschichte, ein Auftrag, der ihm ganz besonders lag und viel Freude bereitete. Als Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft hielt er am 28. Mai 1909 den Schlußvortrag u. a. m.

Vor allem aber nahmen ihn jetzt die schon in Baselland begonnene Mitarbeit an der Sonntagsache und im protestantischen Hilfsverein in Anspruch. Schon in Sissach hatte er eifrig bei der Vorbereitung eines Sonntagsgesetzes mitgearbeitet, das der Sonntagsruhe einigen Schutz garantieren sollte. Die öffentliche Stimmung dafür schien sich aufs beste anzulassen. Aber bei der Beratung des Entwurfes im Landrat wurden einige unnötige Verschärfungen angebracht, die dem Gesetz den Fall bereiteten. Stockmeyer nahm die Lehre mit, die sein Freund Probst, der anerkannte Vorkämpfer der Sonntagsache, dahin formulierte, daß der Kampf für den christlichen Sonntag nicht mit der Gesetzgebung beginnen darf. In Basel übernahm er als Sekretär der Gesell-

schaft für Sonntagsfeier auch die Redaktion des kleinen „Schweizer Sonntagsfreund“, die er durch ein Vierteljahrhundert geführt hat, in immer neuer und immer anziehender Wendung sein Thema variierend. „Man kann den Sonntag mit allem Möglichen in Beziehung setzen“, erklärte er in einem Referat, das er an einer großen Sonntagskonferenz im Oktober 1905 in Basel über „Presse und Sonntag“ hielt. Mehrmals führte ihn die Sonntagsfrage ins Ausland zu Kongressen, einmal bis nach Edinburg und London. Seine englischen Erlebnisse hat er in seinem Blättlein uns launig erzählt.

Hören wir einen Mitarbeiter:

„Stockmeyer hat viele Eingaben an Behörden und andre Stellen verfaßt, um den Bestrebungen zum Schutz wie zur Heiligung des Sonntags Nachachtung zu verschaffen. Auch die Neujahrsgrüße, welche die genannte Gesellschaft 1899 und 1901 an Basels Bevölkerung richtete, entstammten seiner bewährten Feder. Seine Arbeit ist nicht vergeblich gewesen. Als er auf Ende 1924 vom Sekretariat zurücktrat, konnte er sich sagen, daß manches, wofür er in 26 Jahren eingetreten war, erreicht worden ist, namentlich für den gesetzlichen Schutz des Sonntags. Daß noch viel zu tun ist, besonders dafür, daß der Sonntag auch wirklich gefeiert und geheiligt werde, das wußte er wohl. Als geschätzter Prediger hat er das Seine dazu beigetragen, vielen den Sonntag und den Besuch des Gotteshauses lieb zu machen; nicht zuletzt damit hat er für die Feier des Sonntags sein Bestes getan.“

(W. B. im Schw. Sonntagsfreund Nr. 234.)

Und nun der protestantisch-kirchliche Hilfsverein! Gleich mit seiner Übersiedelung nach Basel trat Stockmeyer dem Vorstand des Vereins bei und übernahm sofort auch dessen Sekretariat. War er doch bereits aufs gründlichste mit dem Werke vertraut, das in Baselland sich in besonders volkstümlicher Weise unter dem Kirchenvolk eingelebt hat. Am 50jährigen Jubiläum des basellandschaftlichen Hilfsvereins, 14. Mai 1896, hat er überaus anschaulich ausgeführt, wie enge dieser Verein und das Baselbieter Volk miteinander verwachsen sind, ja wie beide in ihrem Charakter und ganzen

Wesen eine gewisse Ähnlichkeit und geistige Verwandtschaft erkennen lassen.

„Wenn ich ein Maler wäre und es würde mir der Auftrag zuteil, ich solle zur Feier des heutigen Jubeltages ein Bild unseres Hilfsvereins entwerfen, so wüßte ich ihn nicht besser darzustellen als indem ich das Bild eines Baslerbieters malte, natürlich eines echten vom guten Schlag. Es ist kein feiner Herr aus der Stadt im kostbaren und eleganten Kleid, sondern ein einfacher, schlichter Bauersmann im halbleinenen Rock. Ruhig und bedächtig geht er seines Weges, der Ausdruck seines Gesichts verrät nüchterne Besonnenheit und praktischen Verstand, aber zugleich Kraft und Entschlossenheit. Unnötige Luxusausgaben gestattet er sich nicht, schon weil seine Mittel es ihm nicht erlauben. Überschwengliche Ziele hat er sich nicht gesteckt, er hält sich an das Naheliegende und Erreichbare. Er ist vielleicht etwas wortkarg und prosaisch, aber er meint es treu, und unter seinem groben Kittel schlägt ein warmes Herz für die Not derer, die seiner Hilfe bedürfen. Und wie sein ganzes Wesen weniger in Gefühlen als im praktischen Handeln besteht, so siehst Du ihn überall da seinen Mann stellen, wo es gilt, werktätige Liebe zu üben. Das ist der protestantische Hilfsverein.“

Über die Mitarbeit Stockmeyers im Basler Verein geben wir wieder einem Mitarbeiter (E. V.) das Wort:

„Da der Basler Verein zugleich Vorverein der 16 schweizerischen Hilfsvereine ist, fiel ihm damit ein reiches Maß von Arbeit zu. Die Aufgabe der alljährlichen Berichterstattung hat er mit stets gleichbleibender Frische erfüllt, weil er mit ganzem Herzen an dem Werke hing, die Nöte der in der Zerstreuung wohnenden Glaubensgenossen genau kannte, und ihnen zu helfen seine Freude war. Viele Arbeit brachte ihm auch die Sammlung der Gaben, die jedes Jahr von den Konfirmanden der ganzen Schweiz zusammen gebracht werden und die dazu bestimmt sind, kleinere Wünsche der Gemeinden, wie die nach einer Orgel oder Glocken, wohl auch nach einem Pfarrhaus, zu erfüllen. Diese Gabe lag ihm besonders am Herzen, weil er es gewesen war, der sie nach dem Vorgang des deutschen Gustav-Adolf-Vereines angeregt hatte, und weil er auf diesem Wege nicht nur dem Werke neue Mittel zuzuführen und manchen dringenden Bedürfnissen abzuhelpen, sondern auch die Jugend und durch sie die Eltern für die Sache zu gewinnen hoffte. Mit besonderer Freude und Sorgfalt schrieb er den jährlichen Konfirmandenbrief, kleine Meisterstücke, in denen er den Kindern den

jeweiligen Empfänger der Gabe und seine Bedürfnisse schilderte. . . . Seine kurzgefaßte Geschichte des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins in der Schweiz, ‚Bilder aus der Diaspora‘, die schon in mehreren Auflagen vorliegt, ist für jeden, der sich über das Werk unterrichten und daran mitarbeiten will, ein unentbehrliches Hilfsmittel.“

Reisen in der Diaspora und ins Ausland, zu Kircheneinweihungen und Tagungen, zu Jahresfeiern des Gustav-Adolf-Vereins usw. verschafften ihm wertvolle Anschauung und ausgedehnte Personenkenntnis. Auch in dieser Tätigkeit zugunsten der evangelischen Glaubensgenossen in katholischen Landen hat Stockmeyer den hohen Standpunkt der Reichsgotteshoffnung zu wahren gewußt. In seiner 1916 erschienenen Denkschrift „Bilder aus der schweizerischen Reformationsgeschichte“, die er seinem Mitarbeiter im Hilfsverein Antistes U. v. Salis gewidmet hat, findet sich am Schluß die für ihn bezeichnende Stelle:

„Es konnte nicht anders sein, wir mußten in diesen Blättern viel von Gegensatz zwischen protestantisch und katholisch reden. Wo tiefgreifende Verschiedenheiten bestehen, da sollen sie nicht auf Kosten der Wahrheit verwischt werden. Das hindert nicht, daß wir Person und Sache trennen und auch beim Andersgläubigen das Gute anerkennen, das soll ein friedliches Zusammenleben nicht ausschließen. . . . Möge die Zeit immer näher kommen, wo ein edler Wettstreit in Werken des Glaubens und der Liebe an die Stelle der Anduldsamkeit und des gegenseitigen Mißtrauens tritt, wo beide, Protestanten und Katholiken, jeder seines Glaubens gewiß und den Glauben des andern achtend, die Kraft des eigenen Glaubens im Leben bekunden.“

Noch etwa einmal zog es den Stadtpfarrer ins alte Baselbiet und in die frühere Gemeinde. Einmal, 1908, hat er in Siffachs Nähe als Feldprediger am Betttag seine Stimme erschallen lassen. 1909, am 6. Juni, erschien er in Oltingen, wo einst sein Vater geamtet hatte, um der Einführung eines lieben Konfirmanden beizuwohnen, des Pfarrers John Schneider, der leider bald hernach in Siffach der Grippe erlegen ist. Er erfreute ihn und die anwesenden Gäste mit folgenden Versen:

„I glaub wahrhaftig, 's isch nit g'fehlt,
Daf d' Oltiger hei e Schnider g'wehlt;
Denn 's kumt mer vor, e sone Ma
Dä mues doch 's Züg zum Predige ha.

So an der Seel — du liebi Zit —
Was' do nit alles z'flicke git!
I ha's drum g'sait und blib derbi:
Der Pfarer mues e Schnider si!

Doch kain, wo numme flickt, ich acht,
Eine wo ganzi Arbet macht
Und mit em Paulus bitt und mahn:
„Den neuen Menschen ziehet an!“

's isch schöner als me dänke mag,
Wenn vor em G'richt am jüngste Tag
D'Gmaind mit em Pfarer stoht bereit
Im Rock der Ehr und Herrligkeit!

Jetz händ er do mi Bersli g'hört,
Es isch nit viel, 's isch wenig wert,
Doch isch es guet und ehrlich g'maint:
Es läb der Pfarer und si G'maind!“

Im Jahre 1911 wurde Karl Stockmeyer als Nachfolger des zurücktretenden Pfarrers W. Ecklin auf die Martinskanzel berufen. Seit 1920 bis zu seinem Tode hat er das Pfarramt am Münster versehen. In diesen beiden Stellungen hatte einst sein Vater gewirkt, und der Sohn bewohnte nun dieselben Räume, in welchen er aufgewachsen war. Wie sehr ihm ein Herzenswunsch sich erfüllt hat mit der Rückkehr ins Pfarramt, läßt seine Antrittspredigt zu St. Martin (25. Juni 1911) spüren, in welcher er an Hand des Jüngerwortes: „Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen“ mit warmem Herzen die hohe Aufgabe eines Predigers umschreibt.

In diesen letzten 16 Jahren seines Lebens ist Stockmeyer so recht innerlich ausgereift und hat durch seine Predigt die dankbare Gemeinde aus allen Ständen um sich gesammelt, der er ein sicherer geistlicher Führer geworden ist.

Was war eigentlich das Geheimnis seiner Anziehungskraft? Wir versuchen zum Schluß diese Frage zu beantworten, wenn auch vielleicht der Zeitabstand, der uns von dem Verstorbenen trennt, noch zu kurz ist für eine abschließende Würdigung.

Zunächst sind hier die erforderlichen äußeren Gaben des Redners alle in glücklicher Vereinigung vorhanden gewesen. Eine angenehme metallreiche Stimme machte auch in den weiten Münsterhallen jedes Wort bis auf den letzten Platz verständlich, und der lebendige, fließende Vortrag sicherte ihm die anhaltende Aufmerksamkeit, die niemals über die Zeit in Anspruch genommen wurde.

Bemerkenswert war der bei aller Gewähltheit des Ausdrucks doch ganz schlichte und einfache Stil. Es war der Stil der gesprochenen mündlichen Rede, im Unterschied vom gelehrten Stil, der lange Perioden zu bauen und die Gedanken in ihrem logischen Abhängigkeitsverhältnis untereinander vorzuführen pflegt. Hier wurden die logischen Satzverbindungen fast ganz entbehrlich, in kurzen aneinander gereihten Hauptsätzen floß die Rede dahin wie aus dem Augenblick geboren, die peinlich genaue und bis ins einzelste gehende schriftliche Vorbereitung kaum mehr verratend, darum faßlich auch für den einfachen, geistig ungeschulten Hörer. Dieser Stil ist ein sicheres Mittel der wahrhaft populären Rede.

Die leichte Faßlichkeit und Behaltbarkeit der Predigt wurde unterstützt durch die knapp und praktisch gefaßte Ankündigung des Themas und seiner Teile, die Stockmeyer selten zu unterlassen pflegte, hiemit eine altbewährte Regel der Homiletik weise befolgend.

Von seinem Vater unterschied sich der Sohn in der freieren Bewegung des Gedankens und weiteren Entfernung von der sog. Kanzelsprache. Hatte der Vater etwa noch gewarnt vor dem Zitieren von Dichtern („Wollen Sie Goethe zitieren?“), so ging der Sohn hierin weiter und ließ öfter die Rede oder deren Teile in einen erhebenden Liedervers geist-

licher oder weltlicher Sänger ausklingen. In seiner nachgelassenen letzten Predigt erscheinen nacheinander Paul Gerhardt, Zwingli, Gerok, Luther und Allendorf. Oft auch der ihm ganz vertraute Goethe; auffallend oft und jedesmal mit innerer Bewegung führte er dessen wohl wenig bekannte Stanze über das Kreuz an (aus dem Fragment „Die Geheimnisse“), in einer Predigt über Joh. 12, 24 einmal (1903) in folgender Wendung:

„Ich kann es mir nicht versagen, noch ein Wort jenes Dichters anzuführen, dessen ich anfangs gedachte, der zwar selber sich nicht für den Christenglauben wollte gewinnen lassen, der aber tiefe Blicke tat in den Reichtum des Evangeliums und seine Harfe mächtig und wunderbar zu rühren wuste zum Lobpreis des Erlösers. Er schildert, wie ein müder Wanderer am Abend zu einem Gotteshaus kommt, das mit dem Bild des Gekreuzigten geschmückt ist:

Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bitteren Todes vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz und schlägt die Augen nieder.“

Uber in einem Hauptpunkt ist der Sohn dem Vorbilde seines Vaters immer gleich treu geblieben. Auch seine Predigt wollte nichts anderes sein als Auslegung und Anwendung des Bibelworts. „Der Prediger soll sich nicht über den Text, sondern mit der Gemeinde unter denselben stellen.“ Diese goldene Lehre der Homiletik des Antistes Stockmeyer dürfte auch, wenn recht befolgt, allezeit dem Kanzelwort seine einzig berechnete innere Wirkung sichern. Sie bewahrt den Prediger selbst vor dem Sichauspredigen, da ja das Bibelwort schlechtthin unerschöpflich und allgemein gültig ist, und schützt seine Gemeinde vor der allzu starken Subjektivität des Predigers, die immer eine Gefahr unseres evangelischen Predigtgottesdienstes bleiben wird. Bei Stockmeyer wuste man im-

mer zum voraus, daß der wesentliche Gehalt des Textes, das Wort Gottes geboten wurde, die geoffenbarte Wahrheit selbst, von der die Seele lebt. Er hielt Textpredigten, nicht Themapredigten, in dem Sinne, als ihm der Text das Thema gab, nicht daß er zu einem Thema den Text als Motto nahm. Darum gab man sich gerne und ganz diesem Prediger hin, der das Lebensbrot so faßlich und sozusagen gebrauchsfertig austeilte. Er tat es auch mit wahrhafter Demut und ungeheuchelter Bescheidenheit, fern von dem herablassenden Prophetenton, und aller Phrase gründlich abhold, nur Gottes Ehre suchend. Er schonte auch sich selber nicht und ließ in sein Innerstes blicken, das er im täglichen Leben auch vor seinen Nächsten fast ängstlich verschloß. Wenn er in seiner letzten Predigt „Neue Kraft“ sagt: „Das klingt bescheiden, aber für uns gewöhnliche Durchschnittschriften verständlich“, so war das keine Phrase. Die zahlreichen auf Verlangen gedruckten Predigten des Vollendeten mögen das über seine Predigtweise Gesagte bestätigen; sie sind zugleich ein Beweis von der Hochschätzung, die seine Zuhörer ihm entgegenbrachten und die sie ihm bewahren.

Oft wenn im Kreise der Amtsgenossen von den Nöten der Kirche, von der Kirchenflucht und den Mitteln, ihr abzuhelpfen, die Rede war, sagte Stockmeyer kurz: „Besser predigen!“ Er durfte es sagen, und seine Mahnung soll uns ein Vermächtnis bleiben.

Gott hat es gut mit ihm gemeint, als er ihn aus seiner vollen Tätigkeit und noch in ungebrochener Kraft zu seiner ewigen Ruhe abrief. Seine treue Gattin ist ihm kurz hernach unerwartet plötzlich nachgefolgt.

Anhang.

Im Druck erschienene Aufsätze und Vorträge von Karl Stockmeyer:

- Erinnerungen an Abel Burckhardt, Zentralblatt des Zofinger Vereins 1883.
- Die Quellen des Lukasevangeliums. Schweiz. Theol. Zeitschr. 1884.
- Die Gehilfen des Pfarramts. Volksbl. f. d. ref. Schweiz 1885, Nr. 28—31.
- Goethe und das Christentum. Ebenda 1885, Nr. 47—48.
- Hans Sachs der Nürnberger Schuhmacher und Dichter. Basel, Verlag christl. Schriften, 1889.
- Die Christen während der französischen Revolution. Basel, Detloff, 1890.
- Matth. Claudius der Wandsbecker Bote. Kirchenbl. f. d. ref. Schweiz 1893 (Separatabdruck).
- Der Märtyrer Jak. Schmidlin gen. Sulzjoggi von Willisau. † 1750. Kirchenbl. 1893.
- Die Bedeutung des Alten Testaments für den Religionsunterricht. (Ref. vor einer basellandsch. Lehrerkonf.) Kirchenbl. 1895.
- Immanuel Stockmeyer †. Basler Jahrbuch 1896.
- Ein Gang durch den Kalender. (Vortrag geh. in Glarus.) Zürich, Zürcher & Furrer, 1900.
- Die Behandlung von Dichterwerken in den christl. Jünglingsvereinen. (Ref. in der allg. Versammlung der Jünglingsvereine, Basel, 17. Januar 1901.)
- Die Sage vom ewigen Juden. Kirchenbl. 1901, Nr. 1—4.
- Rudolf Stähelin †. Basler Jahrbuch 1901.
- Der Pfarrer bei Jeremias Gotthelf. Vortrag 15. Januar 1905. Basler Nachrichten. (Separatabdruck.)
- Bilder aus der Diaspora. Geschichte des prot.-kirchl. Hilfsvereins. Basel 1907; 2. Aufl. 1908.
- Bilder aus der Schweiz. Reformationsgeschichte. Basel, Frobenius, 1916.
- Immanuel Stockmeyer, Homiletik. 1895 herausgeg. von Karl Stockmeyer.
- Derselbe, Eregetische und praktische Erklärung ausgew. Gleichnisse Jesu. 1897 ed. R. St.

Predigten

(außer vielen einzeln in Basel gedruckten oder in den sog.
St. Galler Predigten zu findenden).

Was die Glocken uns sagen (Glockenweihe Sissach, 27. Mai). Sissach
1888.

Der Herr ist nahe. Drei Predigten. Dezember 1907.

Auf Dein Wort. Installation zu St. Martin 1911.

Die Seligpreisungen. Acht Predigten 1912.

Lob der Liebe. Fünf Predigten über 1. Kor. 13. 1913.

Die sieben Worte am Kreuz. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1926.

Das Unser Vater in neun Predigten von R. St., weiland Pfarrer
am Münster in Basel. Missionsbuchhandlung Basel, 1927.

Neue Kraft. Ein letztes Wort von † R. St. (Im Manuskript nach-
gelassene Neujahrspredigt.) Januar 1927.